

Versteht sich
Anzeigen mit Kupferbildern
Sonn- und Feiertage.
Abonnementpreis
Semestral 50, 1/2 Jährl. 1.00
Kassenz. frei ins Haus. Durch
den Post bezogen 1.25
"Die Neue Welt"
Verkaufsstellen, durch
die sich nicht bezogen, belieh
Semestral 10, 1/2 Jährl. 20.

Die Welt

Offizielles sozialdemokratisches Organ

für Halle und den Saalkreis, die Kreise Merseburg-Querfurt, Delitzsch-Bitterfeld und die Mansfelder Kreise.

Redaktion und Expedition: St. Ulrichstraße 16, Eingang Köhlergasse.

Telegraphen-Adresse: Volksblatt Halle-Saale.

Insertionsgebühren
betragen für die halbjährige
Beizeile oder deren Raum
15, für Wohnungs-,
Bereins- und Veranlagungs-
anzeigen 10.

Insertate für die halbjährige
Nummer müssen spätestens bis
vormittags 1/2 Uhr in der
Expedition aufgegeben sein.

Eingetragen in die Post-
zeitungsliste unter Nr. 6862.

Nr. 172.

Freitag den 27. Juli 1894.

5. Jahrg.

Arbeiter! Parteilgenossen! Trinkt kein Dessauer Waldschlößchen-Bier. Weidert alles Berliner Bier.

Die bürgerliche Frauenbewegung.

Ein neuer Feind ist der Sozialdemokratie in der bürgerlichen Frauenbewegung entstanden. Wenigstens sucht uns das Frau Dr. Wettstein-Welt, die bekannte Verfasserin von „Drei Monate Fabrikarbeiterin“, in der von ihr redigierten Zeitung „Für die Frau“ glauben zu machen. In der Nr. 25 der genannten Zeitschrift teilt Frau Dr. Wettstein ihren Lesern mit, daß die Betrachtung der Dinge ihr den Wunsch nahe gelegt habe, ihrem Blatte eine neue Tendenz zu geben. „Was ich lange mit mir herumgetragen habe“ — so sagt der neue Bundesgenosse unserer Feinde — „möchte ich jetzt verwirklichen: ich möchte alle denkenden Frauen vereinen zum Kampf gegen diejenigen, die in Unkenntnis unserer Natur, unserer Bedürfnisse, unserer Empfindungen, uns eine unnatürliche Ordnung der Dinge aufzwingen möchten. Ich weiß wohl, daß das moderne Familienleben an manchen Schäden krankt; aber deshalb braucht man nicht, wie die Sozialdemokraten es wollen, das Institut der Ehe und Familie gänzlich auszurotten. Gegen diese Verkennung der menschlichen Geistes und Gefühle möchte ich die Frauenwelt mobil machen. Wo Schäden vorhanden sind, wollen wir selber Hand anlegen und von innen heraus bessern. Was das Gesehene kann und muß, soll unser Blatt zeigen. Wir bekämpfen die Sozialdemokratie vom Frauenstandpunkt aus, indem wir Schritt für Schritt das Unhaltbare ihrer Vorurteile nachzuweisen und Besseres zu bieten suchen. Wir Frauen sind wohl im Stande, eine Besserung der Zustände, namentlich durch Reformen auf dem Gebiete der Erziehung herbeizuführen; wir wollen nicht niederreißern, sondern aufbauen, wir wollen nicht revolutionieren, sondern entwickeln.“

Die Frau Dr. Wettstein beweist schon durch diese Apokalypse an ihre Lesern, daß sie auf der ganzen Höhe der bürgerlichen Ignoranz über die Sozialdemokratie steht. Die plattesten Gemeinplätze hat sie sich zu eigen gemacht, sie will nicht niederreißern, sondern aufbauen, nicht revolutionieren, sondern entwickeln, und die tapfere Frauenrechtlerin will namentlich nicht „das Institut der Ehe ausrotten“, wie es die Sozialdemokraten wollen. Daß Frau Wettstein die Angabe unterläßt, worauf sich diese edle bürgerliche Weisheit stützt, können wir uns wohl erklären. Die Dame versteht von der Sozialdemokratie ebensowenig, wie ihre männlichen Bundesgenossen in der Bekämpfung der Sozialdemokratie. Aber das soll uns hier nicht genieren, denn das ist etwas so Allgemeines, daß wir uns dabei eben nicht aufhalten brauchen. Was uns vielmehr interessiert, ist, zu zeigen, wie nun Frau Wettstein ihren Plan verwirklicht, alle „denkenden“ Frauen zum Kampf gegen diejenigen zu vereinen, „die in Unkenntnis unserer Natur, unserer Bedürfnisse, unserer Empfindungen uns eine unnatürliche Ordnung der Dinge aufzwingen möchten“.

Gleich in Nummer 26 zieht Frau Wettstein vom Ueber

und sucht an der Hand des Berliner Bierbofotts darzutun, daß die Berliner Frauen aus ganz natürlichen Gründen zu den ärgsten Gegnern des Boykotts werden. Auf die Darstellung der Frau Welt über den Berliner Bierkrieg brauchen wir uns nicht des näheren einzulassen, es mag genügen, wenn wir sagen, daß die ganze Schreiberin ebensolange in dem freiwilligen Organ der Herren vom Biering, in Eugen Richter's „Freiwilliger Zeitung“ stehen könnte und wohl auch aus derselben zusammengeschrieben ist. Wir nehmen wollen wir nur von der Entbindung der Frau Wettstein, die selbst dem scharfsinnigen Eugen entgegen ist, es sei eine Entbindung gegen den Boykott entstanden durch den Protest einer großen Anzahl von Frauen sozialdemokratischer Bronnen, „daß ihre Männer sich zu gunsten der feternden (im Entsen jagen sie wohl der „faulenzenden“) Genossen Lohnzähne gefallen ließen. Welche sind nun die Klagen?“ Die Gemeinheit von den „faulenzenden“ Genossen wollen wir Frau Wettstein schenken. Daß es aber noch viele Arbeiter-Frauen giebt, die von dem Klassenbewußtsein ihrer Männer sich nicht nur keinen Begriff machen, sondern ihren Männern in vollstündiger Verkennung ihrer Klassenlage Steine in den Weg legen, das ist eine offensbare Tatsache. Aber eben so fest steht es, daß die Zahl dieser Frauen nicht nur sehr gering ist, sondern auch von Tag zu Tag kleiner wird. Deshalb wird es namentlich in den Kreisen der Berliner Arbeiter-Frauen, die im großen Ganzen so thätig für den Boykott eintreten, sehr befremdend wirken, wenn sie von der neuen weiblichen Anti-Boykott-Strömung der Frau Dr. Wettstein Kenntnis erhalten.

Höheres Interesse beanspruchen aber die Ausführungen der Frau Wettstein in Nr. 27 ihrer Zeitschrift über die Sozialdemokratie und ihre Stellung zur Frauenfrage, speziell zur Prostitution. Die Art und Weise, wie die Sozialdemokratie dies Uebel beseitigen will, „nämlich durch Abschaffung des Instituts der Ehe und Einführung der freien Liebe“, mutet den die Feder führenden bürgerlichen Launstraumpf etwa so an, „wie der Vorschlag, den Diebstahl dadurch aus der Welt zu schaffen, daß man das Stehlen erlaube“. In dem Elaborat heißt es dann wörtlich:

„Der größte Fehler in der sozialdemokratischen Beurteilung der Prostitution ist die Behauptung, daß mit verschwindenden moralischen Schiffschiffen sei.“
„Wiel richtiger ist es zu sagen, mit verschwindenden Ausnahmen sind es Eitelkeit, Genußsucht, Arbeitsfurch, Willensschwäche, Mangel an Selbstachtung, und wo liegen die Ursachen dieser Fehler? Wo anders, als in der Erziehung. Das Mädchen, das seinen Leib um Geld verkauft, um sich ein besseres Leben zu verschaffen, verliert den Blick, der auf dem transtigen aller Gewerbe ruht. Aus welchen Kreisen rekrutieren sich die Prostituierten? Nicht aus dem Proletariat, das ist eine falsche Auffassung, sondern größtenteils aus dem städtischen Kleinbürgertum, das je länger je weniger im Stande ist, seine Kinder so zu erziehen, daß sie ihre Lebensansprüche ihren Verhältnissen anpassen. Die Frauen der Großstadt, die sinnlichen

Neigungen des Tanzens, die Bedürfnisse der fürstlichen Eitelkeit, die Unfähigkeit der Eltern, die Mädchen zu einer ersten Arbeit zu erziehen, machen aus diesen eine leichte Beute gegenwärtig und fremder Lebensweisen und die falsche Bräuber der Mütter in den ersten Lebensjahren in Verbindung mit der charakterlosen Zügelung der männlichen Lehren gegenüber, hilft, wo es noch nötig ist, der Sache nach. Beim Proletariat habe ich ganz andere Verhältnisse beobachtet. Obgleich dort gerade die Behauptung der Sozialdemokratie sich hindern müßte, daß materielle Wohlstand die Mädchen am leichtesten zu Fall bringe. Das Proletariat verkauft sich nicht, sie verachtet auch diejenigen, die das thun; nicht daß sie ein reines Vieh bleibt, aber sie hat ihr ein — unter den bestehenden Verhältnissen in allen Kreisen legitim — Schick.“

Schon das ist ein Fingerzeig, daß die Prostitution auch unter den heutigen Zuständen kein notwendiges Uebel ist, wir werden das später näher darzulegen suchen.
„Noch viel weniger berechtigt ist die Behauptung der Sozialdemokraten, die ganze Frauenwelt sei heute von dem Gift der Prostitution mehr oder weniger angesteckt. Freilich, es giebt, gute Arbeit, wo dieses Gift tief eingedrungen ist, man braucht nur ins Berliner Proletariat zu gehen. Aber gerade das ist ja ein Beweis, daß die Prostitution keine bloße Proletariatfrage ist. Die Frau der haute-voile, die der Mühseligkeit zu schlipfrigen Pflichten bringt, die in ihrem entvundenen Luxus und unniigen Dasein energielos wird und fällt, sobald sich die Gelegenheit bietet, leidet am selben Uebel, wie das Mädchen aus dem Kleinbürgertum: sie haben beide den Wert der Arbeit nicht kennen gelernt, sie leiden beide an einer falschen Erziehung und für beide giebt es nur eine Rettung: Arbeit für des Lebens Notdurft, das giebt Energie und Selbstachtung. Das ist nun freilich das Gegenteil der sozialdemokratischen Auffassung: wir wollen den Dürrengeist durch Arbeit bekämpfen, die Sozialdemokraten durch Erlösung von der Arbeit. Wer hat wohl recht?“

Es ist wirklich merkwürdig, auf diese Ausführungen näher einzugehen. Unsere Leser wissen nun zu gut, daß die Proletarierinnen vorwiegend das Koningent der Prostituierten stellen und daß es die Art ist, welche die behaunerten Wertescheine auf die Bahn des Lasters treibt. Daß auch das Kleinbürgertum einen bedeutenden Procentsatz zu dem Auswurf der Gesellschaft beisteuert, ist allerdings richtig. Aber auch hier sind die Gründe für das Ausgleiten auf der Bahn der Lüge zum guten Teil auf wirtschaftliche Ursachen zurückzuführen. Die Behauptung, daß die Fabrikmädchen ihre Schätze haben, daß sie sich also nicht aus Noth, sondern aus Lust wegwerfen, hat Frau Wettstein während ihrer dreimonatlichen „Thätigkeit als Fabrikarbeiterin“ sicherlich nur vereinzelt angetroffen, und auch hier tragen häufig wirtschaftliche Verhältnisse insofern die Schuld, als die Arbeitslosigkeit und das teure Brot nicht unbedeutliche Hindernisse bilden.

Das Schiefste leistet sich nun aber die tapfere Sozialistenföterin in den Schlusssätzen ihrer Expectoration. Die Phrase, die Sozialdemokraten wollten den Dürrengeist flatt durch Arbeit, durch Erlösung von der Arbeit bekämpfen, steht auf gleicher Höhe mit der von trassierter Ignoranz zugehenden Behauptung, die Sozialdemokratie wolle die Ehe „abschaffen“ und die freie Liebe „einführen“. Umgekehrt wird ein Schuh draus! Die Sozialdemokratie will durch Schaffung von

23] Im Jahre alter Schuld.

Roman von Gustav Söder.

(Nachdruck verboten.)

Zur bestimmten Zeit ließ er seinen Brougham einspannen und fuhr zu dem Baron. Er fand ihn allein. „Wenn Ihr Schätzung pünktlich wäre“, bemerkte er, nach der Uhr sehend, „so sollte er schon da sein. Wie es scheint, wird er sich Ihnen auch heute nicht stellen.“
„Ich habe Grund zu vermuten“, lächelte Wolfgang, „daß er einiges Verlangen trägt, mit mir ein paar Worte zu sprechen. Hören Sie? Da klopf's soeben — herein!“
Edmund Reiberg trat ein. Der Ausdruck freier Sicherheit in seinen verlebten Zügen schwand, als er sah, daß der Baron nicht allein war.

„Guten Tag, Herr Reiberg“, empfing ihn Wolfgang, „nehmen Sie sich einen Stuhl und lassen Sie uns über Ihre Angelegenheit reden. Kennen Sie diesen Herrn?“ fügte er mit einer Handbewegung nach Waitland hinzu.
„Kann mich nicht erinnern“, versetzte Reiberg mit einem misstrauischen Blick auf Waitland, indem er zögernd Platz nahm.

„Sie kennen mich nicht, wie Sie sagen“, ergriff Waitland das Wort, „und doch haben Sie sich die Freiheit genommen, meinen Namen auf einem Briefchen von fünfzehnnumdert Markt zu lesen. Wissen Sie nun, wer ich bin?“

Das Antlitz des Verwechters ward erhaben. Sein Auge wanderte zwischen der Thür und dem Baron von Stüren hin und her, als sei er ungewiß, ob er die Hilfe bei diesem oder in schneller Flucht suchen sollte.

„Mein Freund hat mir das Versprechen gegeben, Sie nicht gerichtlich verfolgen zu wollen“, legte sich Wolfgang ins Mittel, „aber nur unter einer Bedingung.“

„Welche ist dies?“ fragte Reiberg mit einem schlauen, lauernden Ausdruck.

„Daß Sie mit der nächsten Schiffsgelgenheit nach Amerika gehen“, eröffnete ihm der Baron. „Für die Reisekosten werden wir Sorge tragen.“

Reiberg schien etwas enttäuscht. „Und was soll ich da drüben anfangen?“ fragte er trozig. „Soll ich dort verhungern?“

„Wir beide haben Verbindung in New-York“, gab Wolfgang zur Antwort, „und es kostet uns nur ein Wort, um Ihnen ein anständiges Unterkommen zu verschaffen.“

„Es ist dies die einzige Möglichkeit für Sie, dem Juchthaus zu entgehen“, ergänzte Waitland, „also wählen Sie.“

„Ich habe bereits gewährt“, antwortete sich Reiberg, „ich werde mein Glück in Amerika versuchen.“

„Gut“, versetzte Waitland, „so kommen Sie morgen um diese Zeit zu mir. Ich werde Ihnen den von mir eingeklöften Wechsel zeigen. Aber merken Sie sich wohl, wenn Sie sich nicht pünktlich auf die Minute einfinden, so steht morgen abend Ihr Sterbepfand in allen Zeitungen.“

Waitland nannte ihm die Wohnung und griff nach seinem Fute. „Entschuldigen Sie mich, lieber Baron“, wandte er sich an Wolfgang, demselben die Hand reichend, „denn ich habe Eile. Alles übrige können Sie ja selbst mit diesem Herrn besprechen. Auf Wiedersehen!“

Dhne sich auch nur noch mit einem Blick auf Waitland zu kümmern, verließ er das Zimmer.

Kaum sah Melanies Bruder sich mit dem Baron allein, als er rasch auf denselben zutrat.

„Herr Baron“, fragte er in barockem Tone, „was ist aus meiner Schwester geworden? Wenn jemand darüber Auskunft zu geben weiß, so find Sie es.“

„Ihrer Schwester geht es gut“, antwortete Wolfgang mit kalter Ruhe, „sie befindet sich unter sicherer Schupe.“

„Das heißt unter dem Jhrien“, versetzte Reiberg scharf, „ich kann mir denken, daß Sie mir den Aufenthalt meiner Schwester nicht nennen wollen, aber als ihr Bruder verlange ich, daß Sie ihr etwas Bestimmtes auslegen, damit ihre Zukunft gesichert ist.“

„Wie?“ rief der Baron aufgebracht, „Sie maßen sich an, sich in die Angelegenheiten Ihrer Schwester zu mischen, für ihr Bestes sorgen zu wollen, nachdem Sie sich alle Mühe gegeben haben, sie an einen ausschweifenden Schürten zu verkaufen?“

„Verkaufen!“ wiederholte Reiberg mit erkünstelter Entrüstung, „Herr von Duinna erbot sich, meiner Schwester ein anständiges Jahrgehd anzulegen, wenn es mir gelänge, sie zu seinen gunsten zu überreden, — wo nicht, zeigte er mir das Juchthaus im Hintergrunde. So blieb mir gar keine andere Wahl, aber Geld hätte ich unter keinen Umständen für mich angenommen.“

„Ich würde Ihnen das vielleicht glauben“, entgegnete der Baron, „ich würde auch glauben, daß Leichthin Sie zu der Wechselgeschäft veranlaßte, um Ihre Genußsucht zu befriedigen, wenn ich nicht — die folgenden Worte würden mit besonderer Betonung gesprochen — „die Belamtschaft des Herrn Ahffers von Watten gemacht hätte, dessen Gewerbe mir sofihr bürgt, daß ich es mit keinem Leichthin, sondern mit einem raffinierten Spindwiler zu thun habe.“ — Was nun Ihre Schwester anlangt, so steht sie mir insofern unter meinem Schupe, als ich darüber wachen werde, daß sie künftig keinen Belastigungen und Gefahren mehr ausgesetzt ist. Ein anderes Verhältnis als meine Teilnahme an ihrem Schicksale besteht zwischen ihr und mir nicht.“

„Um! ich denke aber doch, ich hätte ein Recht, meine Schwester zu sehen und zu sprechen, und es sei daher nur billig, wenn Sie mir sagen, wo sie sich befindet.“

„Hören Sie mich an“, sagte Wolfgang gebieterisch, „Näch-

ausgiebiger Arbeitsgelegenheit für alle Proletarierinnen die Prostitution vermindern — ausgehen kann sie dadurch allein nicht werden —, was auf der andern Seite durch eine vollständige soziale Reform die freie Liebe, die ein der heutigen bürgerlichen Gesellschaft spezifisch Eigentümliches ist, beseitigt und geordnete Eheverhältnisse geschaffen werden sollen, in welcher die Frau dem Manne gleichwertig zur Seite steht. Es würde zu weit führen, wollten wir uns hier näher über die sozialdemokratische Auffassung der Frau Weiblichkeit von der Prostitution verbreiten. Es war ja doch nur der Zweck dieser Zeilen, unseren Lesern einmal ein Bild von der bürgerlichen Frauenbewegung zu geben. Der Frau Dr. Weibstein aber möchten wir raten, wenn sie auch fernerhin die Bekämpfung der Sozialdemokratie als eine Hauptaufgabe betrachten sollte, die einschlägige sozialistische Literatur zu studieren, denn da die Dame durch eigene Wahrnehmung einen tiefen Einblick in unser modernes Fabrikverhältnis erhalten, so wäre es bei eingehendem Studium unserer Literatur nicht ausgeschlossen, daß auch sie einst den Sozialismus zu würdigen lernen wird. — e.

Kundtschan.

Getäuschte Hoffnungen. Gelegentlich der Notstandsdebatte im Reichstage wurde den Ausführungen der sozialdemokratischen Redner u. a. auch mit dem Hinweis auf Nord-America entgegengetreten, wo sich die Ausfuhr der deutschen Industrie mit dem Fall der Mac Kinley-Bill wieder belebend habe werde. Diese Erwartungen sind auf das Geringste getäuscht worden. Die Mac Kinley-Bill ist noch nicht abgelehnt und dem Handeltreib der bürgerlichen Zeitungen entnehmen wir nachstehende Notiz:

Export nach den Vereinigten Staaten. Die Ausfuhr aus dem Bezirk des Generalconsulats Dresden der Vereinigten Staaten von Nordamerika betrug im zweiten Jahresviertel 1894 281 240 Doll. gegen 455 965 Doll. im entsprechenden Zeitraum des Vorjahres. Im ganzen am 30. Juni d. J. abgeschlossenen amerikanischen Rechnungsjahre betrug die Ausfuhr aus dem Dresdener Bezirk auf 1 256 379 Doll. gegen 2 112 815 Doll. im Vorjahre.

Den Hilfss aus dem Dresdener Bezirk entsprechen die aus dem Chemnitzer und anderen Bezirken. Die Ausfuhr nach America hat sich also seit dem Anfang des vorigen Jahres nicht nur nicht gebogen, sondern ist noch um nahezu 40 Proz. hinter jenem vermeintlich tiefsten Stand zurückgegangen. Und hinsichtlich dessen die Verhältnisse so, daß die deutsche Industrie sich darauf gefaßt machen muß, die amerikanische Konkurrenz in Deutschland selbst zu bekämpfen. Die gegenwärtige Krise in America zwingt die amerikanischen Industriellen, sich um jeden Preis Absatzgebiete im Ausland zu suchen. Und aus einem Einfuhrland sind die Vereinigten Staaten ihrerseits ein Ausfuhrland geworden, dessen Konturen uns bald gefährlicher sein dürfte, als man heute noch ahnt.

Militärisches. Nach Hirsch's Bureau sind bei dem am Mittwoch zur Feldübungsübung gewesenen Bataillon, welches 11 1/2 Uhr zurückkehrte, 35 Personen am Hirschschlag erkrankt. Während die erste Meldung davon spricht, daß mehrere Soldaten gestorben sein sollen, sind nach einer anderen Meldung nur drei in ärztlicher Behandlung, die anderen Soldaten dagegen wären wieder wohl.

Zwei wegen Mißhandlung im Amte vom Leipziger Landgericht zu bedeutender Gefängnisstrafe verurteilt und darauf aus dem Leipziger Dienst entlassene Polizisten sollen, wie der „Wähler“ hört, in Chemnitz wieder als aktive Polizeibeamte angestellt sein. Das würde, wenn die Nachricht zutrifft, ganz gut zu den übrigen Verhältnissen Sachsen passen. Eine andere Frage aber wäre, ob ein solches Verfahren dem Ansehen des Deutschen Reichs entspräche. Und wo bleibt, fragen wir, die persönliche Eidgehörigkeit der Staatsbürger, wenn solche Leute wieder angestellt werden?

Der gelbe Neid plagt das „Leipziger Tageblatt“ und reizt es zu unqualifizierbaren Ausfällen gegen die Sozialdemokratie. Folgende Einnahmen der Sozialdemokratie haben es dem Blatte angehan:

Es wurden vereinnahmt in der Schönhauser Vorstadt 2363 M., in der Mohlenaler Vorstadt 2365 M., im Stadteil Wedding 14 133 M. und im Stadteil Moabit 3707 M. Die Ausgaben betragen sich, abgesehen von einem Bezüge, wo sie hinter den Ein-

gängen um 1300 M. zurückbleiben, im wesentlichen mit den Einnahmen. In einem einzigen Bezirke und also innerhalb 4 Monaten über 23 000 M. betrieblieben und außerdem durch Ausgabe worden.

Darun hiebt das Organ nachstehende Jeremiade:

Man braucht gar nicht in Betracht zu ziehen, daß dieser Eingang eines Jahresübersichtes einer Jahresrechnung von 70 000 M. entspricht, um ihn haren zu finden. So viel wie diese Partei in einem einzigen Bezirke und in vier Monaten ihren Anhängern auferlegt, bezieht kaum eine andere im ganzen Jahre aus dem ganzen Reiche, und bezieht wohl auch keine bürgerliche Partei an Gesamtvermögen!

Franke Jähler sind also die bestreichenden Anhänger der bürgerlichen Parteien. Sie denken erst an sich und dann kommt die Partei immer noch nicht daran, der sie pflichteifrige Unterstützung zugehören. Freilich, gute Redner und Kenner ihrer Parteien, wie die Herren Bourgeois sind, wissen sie, daß alles, was sie an Sumpfbildung, das sie Partei nennen, hingeben, eben in den Sumpf geworfen ist. Höchstens wenn ihnen die sozialdemokratische Thätigkeit an den Krügen geht, finden sie sich zu einem größeren Opfer mit schwerem Herzen bereit. Nach der Jeremiade über die faulen Jähler der bürgerlichen Parteien besimmt sich indes das „Leipziger Tageblatt“ auf seine Wut gegen die Sozialdemokratie und verächtlich unsere Partei dann folgendermaßen:

Im Lichte dieser Jähle gehen, verlieren die Angaben über die Veranschlagung von nahezu einem Duzend Millionen für Gehälter, Dienen u. Part von ihrer Unzulänglichkeit. Ebenfalls ist dargestellt, daß die sozialdemokratische Parteiregierung eine sehr unpolitische und die von ihr angelegte Steuerliste eine schwerwiegende ist. Dabei ist es mit diesen direkten Steuern noch lange nicht getan. Von Unternehmungen wie die Berliner sozialdemokratische Genossenschaftsbücherei, also einem Betriebe für die Herstellung von Werbungsmittein, hat die Partei indirekt Nutzen gezogen, indem sie, wie man erzählt, das Besitzen hochgehälter Steuer für Getreide zuließ, während allerdings die arbeitenden „Genossen“ über schlechte Entlohnung und Behandlung zu klagen hatten.

Das ist zwar Wort für Wort erlogen, aber es sind nicht einmal neue, sondern alte abgegriffene Lügen, die das Blatt da aufweist. Die Gehälter für die „sozialdemokratische Parteiregierung“ werden auf den Parteikonferenzen festgestellt und erreichen nicht entfernt die Höhe der Gehälter der Parteileiter im antijohannidemokratischen Lager. Doch was nützt es, professionellen Lügnern das zu erzählen; ihr Wahlspruch ist: „Verleumde lügen, etwas bleibt hängen!“ Dem „Tageblatt“ freilich glaubt kein Mensch, was es in seiner Wut zusammenläßt.

Eine Episode aus dem Berliner Bierkrieg. Der „Vorn.“ berichtet: Zur Charakteristik des Bierkriegs und der Gründe, aus welchen zuweilen alte Arbeiter Knall und Fall entlassen werden, möge folgende kleine Episode dienen, die sich schon einige Zeit vor dem Boykott zwischen dem Generalagalligen und einem seiner Untergebenen abgespielt hat. Wir brauchen kaum vorauszuschieben, daß uns die Person des Herrn Rösche ebenso gleichgültig ist, wie der Speisetzettel seines Dejeuner à la fourchette (zweite Frühstück), und sollte es täglich aus Schinken in Burgunder und Aufkern und Sekt bestehen; aber Herr Rösche ist nun einmal die Zentralperson des Bierkriegs und als Spiritus rector, als geistiger Leiter beschließen dürfte seine Aufwachungsweise von der „verdammt bedürfnislos“ der Arbeiter auch die seiner Ringgenossen sein. Wegen da ein Untergebener das unerhörte Verbreden, sich in der Kantine der Schultheiß-Bräuerei ein Viertel Pfund „Gehades“ zu braten und mußte ihm beim Verlassen der Küche das Maßhaar passieren, seinem gestrengen Herrn und Gebieter in den Weg zu laufen. „Was haben Sie da!“ — „Ich habe mir ein Bestzeit gebraten.“ — „Was? — Ich esse, wie Sie sehen, zum Frühstück eine Käsegrünne, und Sie werden sich ein Bestzeit braten?“ — „Ja, der Magen verlangt auch einmal was anderes.“ — Doch kann, daß ihm das Wort einfahren, mocht er's im Wüten gern bewahren — umsonst! — der Arbeiter, der über acht Jahre in Diensten des Biergewaltigen gestanden und sich einmal ausnahmsweise zum Frühstück für 20 Pfennige etwas Gebratenes gezeitet, wird „wegen frechen Benehmens“ sofort entlassen! — — — — —

Ueber die Agitationstaktik der Berliner Anarchisten wird bürgerlichen Blättern geschrieben: Die Anarchisten werden nach ihrer eigenen Anknüpfung in absehbarer Zeit keine Volkssammungen mehr einberufen, dagegen sich mit lebhaftem Eifer auf die Gewerkschaftsbewegung werfen. Ueber das Bedenken, daß die Gewerks-

chaften eine autorisierte zentralistische Organisation haben, werden die bürgerlichen Anarchisten hinweglesen, gleichwie es die englischen getan haben, die sie auch die Ansicht vertreten, daß die Gewerkschaftsbewegung, der ökonomische Kampf, die beste Gelegenheit bietet, die Massen mit revolutionärem Geiste zu erfüllen. Daß die Anarchisten in den deutschen Gewerkschaften viele Freunde haben, ist bekannt; denn trotz der schärfsten Überwachung von Seiten der sozialdemokratischen politischen Führer lassen einzelne Berliner Gewerkschaften die des Schmiedes, Schuhmachers, Sattler, Rempler, ihre Versammlungs-Anknüpfungen regelmäßig in dem anarchischen Blatt erscheinen. Es ist schon vor Wochen der Versuch gemacht worden, in der Gewerkschaftsbewegung der Metallarbeiter eine besonders revolutionäre (anarchische) Gruppe ins Leben zu rufen; zwar darf der Versuch im allgemeinen als gescheitert gelten; aber es treten doch für die Anarchisten viel Sympathien zu Tage, so daß erstere den Versuch wiederholen dürften. In dem Schuhmacherverein in Berlin hatten, wie auch der Abgeordnete Bock erfahren mußte, die Anarchisten die Zustimmung und bei dem Schuhmacherverein in Burg sind ebenfalls die anarchischen Elemente die erste Sorge; die Ausschüsse, auf dem gewerkschaftlichen Gebiete Vorarbeiten zu führen, sind für die Anarchisten nicht gering; und weil sie dies wissen, darum haben sie jetzt die Parole ergriffen lassen: Sucht Euch der gewerkschaftlichen Organisation zu bemächtigen!

Hierzu macht das „Hamb. Echo“ folgende Ausführungen, denen wir nur beifüglichen können:

Hierzu haben wir einige Bemerkungen zu machen. Es ist richtig, daß die Anarchisten versuchen, sich der Gewerkschaften zu bemächtigen, aber nicht aus dem oben angegebenen Grunde, sondern weil sie meinen, auf diesem Gebiete am besten der politischen Partei der Sozialdemokratie in den Rücken fallen zu können. Was sie über die revolutionäre Bedeutung des ökonomischen Kampfes reden und schreiben, ist viel falsch. Daß die Arbeiter in den Gewerkschaften überhaupt haben, möchten wir bezweifeln. Und wo sie in denselben dominieren, da repräsentiert die Gewerkschaft selbst doch in der Regel nur einen geringen Bruchteil der Gewerkschaften. Die Anarchisten pflegen in diesen Organisationen nicht etwa ohne weiteres frei und offen sich als das zu betheuern, was sie sind — nein, sie verbergen ihre wahren Absichten und um desto sicherer im Treiben stehen zu können, bis sie eine Anzahl von Leuten gehörig „präpariert“ haben, um mit ihnen offen operieren zu können.

Wir sind aber überzeugt, daß die Gewerkschaften dabei entweder zu Grunde gehen, oder die Anarchisten auscheiden werden. Bekannt ist, daß die Anarchisten sich auch in die politischen Organisationen der Sozialdemokratie einzubringen pflegen, in der Absicht, da Miträuen und Vortritt zu stiften und, wenn möglich, viele Organisationen zu untergraben oder der politischen Partei zu überantworten. Deshalb sollten alle Genossen auf diese Elemente ein scharfes Auge haben, um sie zu erkennen und zu machen und auszuschließen. Anarchisten haben in unserer Partei kein Domizilrecht; wir aber haben im Interesse der Sache das arbeitenden Volkes alle Ursache, zu verhindern, daß sie die Partei für ihre Verbrechen mißbrauchen.

Ernteschätzung. Für die Hauptfrüchte ergab die Juli-Schätzung im Reiche folgende Notizen:

	1894	1893	also besser
Winterweizen	2,9	2,4	5 Points
Winterroggen	2,7	2,4	3 " 2 "
Gerste	3,1	2,1	10 " 10 "
Hafer	3,6	2,2	14 " 14 "
Kartoffeln	2,7	2,5	2 " 1 "
Klee	4,2	2,8	14 " 13 "
Weizen	3,9	2,1	18 " 18 "

Der Prozeß gegen den Mörder Carnots, Caserio, der auf den 27. Juli angelegt war, ist verschoben worden, weil der Präsident des Hohen-Obersten-Gerichts beim Zusammentritt der Geschworenen eine Rede gehalten hat, welche den Mörder zum Voraus verurteilt, was einen Kassationsgrund bilden würde.

Aus England. Die „Sozialdemokratische Föderation“ wird Anfang August auf Trafalgar Square ein großes Meeting zu gunsten des allgemeinen Stimmrechts abhalten, und man kann ihr nur dazu Glück wünschen. Aber schon die Wahl des Platzes zeigt, daß hier mehr auf eine Verteilung von Parteigenossen als auf eine solche der Arbeitererschaft gerechnet wird. Auf die letztere aber kommt es gerade an. Jedenfalls, ehe die Führer der verschiedenen Sektionen der Arbeiterbewegung sich nicht zu einer einheitlichen Aktion für die dringenderen Forderungen der Arbeiterklasse in der einen oder anderen Richtung aufgeschlossen resp. über sie verständigen können, erscheint es etwas unlogisch, von den bürgerlichen Parteien mehr zu verlangen als — Luft mit Verdrängungen gefüttert.

den Freitag geht der Bremer Dampfer ab, mit welchem die die Reise nach New-York machen. „Dies hier —“ Wolfgang händigte ihm einige Guldstücke ein — „wird zur Befreiung Ihrer Ausgaben hinreichen, so lange Sie noch in Berlin sind. Uebermorgen früh Punkt sechs Uhr erwarte ich Sie am Bahnhofe Friedriehstraße. Sie werden in meiner Begleitung nach Bremerhaven fahren. Dort überlege ich Ihnen auf dem Schiffe einen Brief an meinen in New-York wohnenden Freund, welcher für Ihr Fortkommen Sorge tragen wird, und bei dieser Gelegenheit erfahren Sie von mir auch die Adresse Ihrer Schwester. Wenn Ihr Herz Sie dazu treibt, ihr von America aus zu schreiben, so mögen Sie es thun.“

Bei den letzten Worten des Barons erschien unter Wittbergs Ögren die längliche Falte, welche sein Kniechen zu begleiten pflegte und denselben einen überaus häßlichen Ausdruck gab.

„Nun fürwahr, Herr Baron,“ sagte er höhnisch, „Sie haben Ihre Vorlesungen gut getroffen, um mich schnell und gründlich aus Ihrem Wege zu entfernen, damit Sie meiner armen Schwester gegenüber freie Hand gewinnen.“

„Herr!“ rief Wolfgang, zum höchsten Zorn gereizt, und stampfte mit dem Fuße den Boden, „wagten Sie es, noch ein Wort über Ihre Schwester zu sprechen und ich werfe Sie zu diesem Fenster hinaus! ... Eines merken Sie sich: nur meiner Fürsprache haben Sie es zu verdanken, daß Herr Wailand von der gerichtlichen Verfolgung Ihres Verbrechens absteht. Ich verbürge mich in diesem Punkte für Ihre Sicherheit. Finden Sie sich aber übermorgen früh nicht reisefertig auf dem Bahnhofe ein, so überlasse ich Sie Ihrem Schicksale. Und nun, Adieu, mein Herr!“

Dem Baron einen Blick zuwerfend, worin Haß und Raubgierde lag, entfernte sich Wittberg.

Dalb darauf ging Wolfgang aus, um Melanie von der bevorstehenden Abreise ihres Bruders zu unterrichten.

Die süße Hoffnung, bei diesem Anlauf auch Felicitas zu sehen und zu sprechen, beschwichtigte Wolfgangs Aerger über Wittbergs freches Benehmen. Er trat Franz von Brachwitz mit ihrer Nichte in demselben Zimmer, in welchem er den gestrigen Abend mit ihnen verbracht hatte. Melanie befand sich in ihrem Gemach. Frau von Brachwitz unterhielt sich eine Weile mit dem Baron, dann stand sie auf, um Melanie zu holen.

Felicitas sah ihre Herz plötzlich betriger klopfen; sie bat die Tante, zu bleiben, — sie wollte nicht gehen. Aber die gute Dame schätzte eine häusliche Angelegenheit vor, die sie ohnehin nötige, sich auf einige Minuten zu beurlauben, und ließ Felicitas mit dem Baron allein.

Defter und lebhafter als Wolfgang hatte Felicitas stets der vergangenen Tage gedacht, wo beide als Kinder miteinander gespielt. Wolfgangs Stimme in allen Tönen knabenhafter Erregung oder Jählichkeit hatte oft noch in ihrem Ohr geklungen, als sie schon den reiferen Jahren entgegenwuchs; sein jugendliches strahlendes Antlitz tauchte oft im Wachen wie im Traume vor ihrem geistigen Auge auf, und zuweilen versuchte sie, sich die Veränderungen zu vergegenwärtigen, die mit ihm vorgegangen sein mochten, und dann fragte sie sich, wie wohl der Knabe jetzt sein möge, nun er Mann geworden. Mit nicht geringer Bewegung erkannte sie in dem Reiter, der so plötzlich über den Parkraum gefahrt kam, den Gespielen früherer Tage wieder. Gar manchen Tag träumte sie seitdem von dieser Begegnung, und als sie von seinem schweren Unfall erfuhr, als sie an dem Schmerzenslager des Fiebernden stand, da sagte ihre namenlose Angst um sein Leben, daß sie ihn mehr liebe als irgend jemand in der Welt. Alles, was sie seitdem von ihm gehört und gesehen hatte, war von der Art, daß die Stimme der Verurteilung nur aufsteigen konnte, was die Leidenschaft ihr einflüsterte, gegen welche sie vergebens ankämpfte.

Jetzt, wo sie sich mit Wolfgang allein sah, fühlte sie eine vorher nie empfundene Bangigkeit. Beide sprachen kein Wort. Wolfgang hatte ihr so viel zu sagen, das er nicht wußte, wo er anfangen sollte. Dennoch verlor er die kostbare Zeit in der Erwartung, daß Melanie die beiden Augenblicke kommen könnte.

Felicitas ahnte, was in ihm vorging; sie schaute sich zuerst zu sprechen, denn welsch gleichgültiges Thema sie angeschlagen hätte, so wußte sie doch, daß ihre Stimme zittern und die Aufregung ihres Innern verraten würde.

Wolfgang fühlte, daß das Schweigen schon zu lange gedauert habe und daß er nach einer Pause von so feierlicher Art unmöglich von gleichgültigen Dingen anfangen könnte. Er nahm neben der jungen Dame auf dem Sopha Platz, ergriff ihre Hand, drückte seine Lippen darauf und flüsterte das Wörtchen: „Felicitas!“

Die Angeredete schwieb; ihre Herz schlug stürmisch. „Was hat mich jetzt die kleine Lizi verprochen?“ begann Wolfgang wieder. „Will Felicitas es halten? Wie?“

Sie schwieg noch immer. Aber er war ihrer Antwort sicher, denn die Purpurluft ihres Antlitzes verriet sie ihm deutlich genug. Sie ließ es geschehen, daß er ihr schönes Haupt sanft an seine Schulter drückte und mit der Hand leise durch die reiche Fülle des rauenhaarigen Haars strich. Er fragte sie noch einmal, ob Felicitas das Versprechen Lizi einlösen wolle, und als ein leises „Ja“ sich wie ein Hauch über ihre Lippen schob, da umschlang er sie zärtlich mit seinem Arme und drückte einen Kuß auf ihre schöne Stirn.

Beide lebten und saßen nicht. Sie merkten nicht, daß die Thür aufging. Melanie erschien auf der Schwelle und erblickte die Liebenden. Ihre Hand fuhr krafftlos nach dem Herzen. Einen Augenblick stand sie wie erstarrt. Dann zog sie sich leise wieder zurück, hinter sich die Thüre unbedarbt ins Schloß drückend. (Fortsetzung folgt.)

